

ANTHONY
HOROWITZ



TOD ZUR
TEESTUNDE

ROMAN INSEL



ANTHONY HOROWITZ

Tod zur Teestunde

Roman

Aus dem Englischen
von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
Marble Hall Murders bei Penguin Random House UK, London.

Erste Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag

Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025

Copyright © Anthony Horowitz 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung des Originalumschlags von Penguin House UK,

Illustration: Sinem Erkas, London

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64515-3

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

TOD ZUR TEESTUNDE

Für Leander und Cosima.

Ich hoffe, eines Tages werdet ihr dieses Buch lesen.

Ein neuer Anfang

Ein Happy End? Gibt es das überhaupt?

Wenn ich an die Bücher denke, die ich in meinem Leben so richtig geliebt habe, dann war es immer das letzte Kapitel, das die Geschichte für mich abgerundet hat. Ich erinnere mich noch gut an die Erleichterung, die ich als junges Mädchen empfunden habe, wenn Black Beauty endlich in Birtwick Park in Sicherheit war, oder wenn Mary und Colin fröhlich in ihrem geheimen Garten gespielt haben. Später habe ich heftig mitgefiebert, bis Emma schließlich gemerkt hat, dass sie Mr Knightley liebt, und genauso ging es mir, als Jane Eyre ihren erstgeborenen Sohn von Mr Rochester in den Armen hielt.

Glücklich bis an ihr Lebensende? Aber natürlich waren sie das! Das war doch gar keine Frage. Es war diese Gewissheit, was meine Liebe zur Literatur nährte. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass Mary und Colin womöglich erwachsen werden, sich streiten oder gar trennen könnten. Und schon gar nicht, dass Black Beauty am Ende genauso beim Abdecker landen würde wie Boxer in *Animal Farm*. Wie lange hatte es wohl gedauert, bis Emma wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückfiel oder Mr Rochester frustriert war, weil er als Behinderter von Jane gepflegt werden musste?

Das Schöne an der Erzählkunst ist, dass die Handlung, ganz unabhängig von all den vielen Verwicklungen am Ende so sicher ihr Ziel findet. Selbst wenn die Hauptfigur stirbt, begreift man, dass

es genau so kommen musste, und findet Trost darin. »Es lässt sich nicht ändern – und deshalb muss es so sein«, hätte Hardy gesagt.

Das wirkliche Leben, mit all seinen Problemen, Zwischentönen und krummen Wegen, verläuft nie so, und im 21. Jahrhundert schon gar nicht. Üble Typen florieren. Gute Leute gehen pleite. Wenn man die Zeitungen liest oder sich in den sozialen Medien umsieht, gewinnt man den Eindruck, dass es keinerlei Gerechtigkeit auf der Welt gibt und kein Mensch je glücklich wird.

Ich hatte gedacht, Andreas und ich würden für immer zusammen sein. Ich liebte ihn, und obwohl ich ihn manchmal hätte erwürgen können, dachte ich wirklich, dass ich mit Kreta klarkommen würde und mich der Ägäis, den Olivenhainen, dem Bimmeln der Ziegen-glöckchen, den herrlichen Sonnenuntergängen und den festlichen Abendmahlzeiten an langen Tischen unter der Bougainvillea ganz hingeben könnte. Das war mein persönliches Happy End – oder wäre es gewesen, wenn mein Leben ein Buch wäre.

Aber irgendwie war Kreta nie richtig meins. Ich hätte es da eine Woche, einen Monat oder ein Jahr sehr gut ausgehalten ... aber mein ganzes Leben? Ich sah die alten, schwarz gekleideten Frauen vor ihren Häusern sitzen und fragte mich: Soll ich irgendwann auch so werden? Mittwochs der Markttag, die Olivenernte Ende Oktober, die Namenstage mit Keksen und Kuchen und immer dem gleichen Feuerwerk. Das war ich nun mal nicht. Es gab Tage, an denen ich die Landschaft geradezu hasste, weil sie mich gefangen hielt, und ich fragte mich, wie viel Leben ich auf der anderen Seite Europas verpasste. Ich war auf einer Insel. Jeden Morgen ging ich schwimmen im glitzernden blauen Meer, aber wenn ich zurückkam, hatte ich das unbestimmte Gefühl, dass ich nicht weit genug geschwommen war.

Allen Krisen zum Trotz war das Hotel Polydoros, das Andreas gekauft und ich mit zum Laufen gebracht hatte, ein Riesenerfolg geworden. Wir waren die ganze Saison hindurch ausgebucht, die schattige Terrasse mit Meerblick war Tag und Nacht rappellvoll, und

Andreas überlegte schon, ob er nicht am Ammoudi Beach auf der anderen Seite von Agios Nikolaos ein zweites Objekt kaufen sollte. Das interessierte auch seinen Cousin und Geschäftspartner Yannis sehr, und die beiden waren seitdem unzertrennlich ... was ebenfalls dazu führte, dass ich mich als Außenseiterin fühlte. Ich arbeitete jetzt als freie Lektorin für einen neuen Verlag, Causton Books, und betreute eine Serie von sehr guten skandinavischen Kriminalromanen. Machte es wirklich Sinn, hier auf dem Balkon meines Schlafzimmers zu sitzen, Korrekturen und Kommentare per E-Mail zu schicken und Gespräche per Zoom zu führen? Was sollte das? Mein Kopf war in London, und mein Herz war auch nicht länger auf Kreta.

Oje! Das alles klingt wie ein Klagelied, aber das soll es gar nicht sein. Ich will bloß erklären, warum ich ein bisschen genug vom Strand und vom Sonnenschein hatte und wieder nach Hause wollte. Andreas fuhr mich zum Flughafen, und obwohl wir uns vor der Abflughalle noch einmal innig umarmten, wussten wir beide, dass die Entscheidung richtig war. Wir würden immer Freunde sein, aber wir waren nicht länger verliebt. Jedenfalls nicht ineinander. Während der Flieger auf die vorgesehene Höhe von zehntausend Metern stieg, dachte ich an die gute Zeit, die wir zusammen gehabt hatten. Und als die Erinnerung an all die schönen Dinge, die wir miteinander erlebt hatten, zurückblieb wie ein Kondensstreifen, zerriss es mir beinahe das Herz. Aber ich wusste, es musste sein. Ich war fünfundfünfzig und musste von vorne anfangen.

Natürlich ging ich wieder zurück nach Crouch End, im Norden von London. Dort hatte ich gewohnt, als wir uns kennengelernt hatten, und ich habe mich dort immer wohlgefühlt. Ich kannte eine Menge Leute da, und wenn ich meine Schwester Katie in Suffolk besuchen wollte, war es nicht weit zur A 12. Meine alte Wohnung hatte ich verkauft, um Andreas zu helfen, als er das Hotel übernahm, aber er hatte mir alles mit Zinsen zurückgezahlt. Meine Ersparnisse packte ich obendrauf, und dieses Eigenkapital überzeugte die Bank,

mir eine halbwegs günstige Hypothek zu geben, als ich mir eine neue Wohnung ausgesucht hatte. Sie lag ein Stück weiter unten am Hang als meine alte Wohnung, im Souterrain, aber sie war gar nicht übel. Sie hatte zwei Zimmer, von denen ich eins als Arbeitszimmer nutzen konnte. Das Bad war winzig, aber die Wohnküche war gemütlich und recht groß. Das Beste aber war der kleine Garten. Die Natursteinplatten auf der Terrasse, eine efeubewachsene Mauer und der idyllische Rasenfleck mit den seitlichen Büschen gaben einem das Gefühl, irgendwie auf dem Lande zu leben. Eine wacklige alte Brettertür in der Mauer schloss meinen geheimen Garten von der Straße ab. Es gab sogar einen kleinen Teich mit zwei Goldfischen, die ich Hero und Leander taufte.

Die nächsten drei Monate zischten vorbei. Ich war gerade rechtzeitig zum Frühjahrsschlussverkauf eingetroffen und ging erst mal auf Shoppingtour. Dazu gehörten auch ein paar Möbel und Einrichtungsgegenstände, Geschirr, Töpfe, Gläser, Pfannen – einschließlich einer neuen Spüle. Ich fand sogar ein paar Handwerker, die mir die Wände strichen und ein komplett neues Bad einbauten. Für mich selbst kaufte ich eine neue Garderobe, denn von den Sachen, die ich auf Kreta getragen hatte, konnte ich in London nichts brauchen. Anschließend verliebte ich mich in einen antiken Kleiderschrank, in den ich das alles hineinhängen konnte. Ich rangelte mit Elektrikern und Spenglern und musste stundenlang am Telefon warten, bis ein Versicherungsagent oder Internetanbieter geruhte, mit mir zu reden. Das Schönste war, dass ich meinen alten MGB-Roadster retten konnte, den zu verkaufen ich mich nie hatte entschließen können, weil ich schon ahnte, dass ich ihn irgendwann noch mal brauchen würde. Aber erst als ich ihn aus seiner absurd teuren Unterkunft in King's Cross geholt hatte und am Highgate Hill fröhlich an einem Streifenwagen vorbeisauste, wurde mir klar, wie vernünftig es gewesen war, dass ich ihn behalten hatte. Er gehörte ganz einfach zu meinem Leben.

Ich besuchte alte Freunde, ging zu ein paar Buchpremierern und erklärte aller Welt, dass ich jetzt für immer in London sei. Ich fuhr nach Suffolk raus und besuchte Katie, die inzwischen geschieden war und in einem neuen, kleineren Haus wohnte. Ihr derzeitiger Freund war ein Typ aus dem Gartencenter, wo sie arbeitete, und ich hatte sie schon lange nicht mehr so zuversichtlich und glücklich erlebt. Sie hatte mich überredet, einen Kater zu adoptieren, obwohl ich eigentlich keinen wollte. Ich habe ihn auch bloß genommen, weil die Leute im Tierheim gesagt haben, er würde die Goldfische in meinem Garten nicht fressen. Ich fing an, James Joyce zu lesen, was ich schon immer tun wollte, seit ich die Uni verlassen hatte. Aber vor allem redigierte ich fleißig. Ein paar Absätze mit entscheidenden Informationen musste ich umstellen, aber ansonsten war auch der dritte Fall von Politisjefinspectør Heidi Gundersen von der norwegischen Kriminalpolizei ein absoluter Triumph.

An einem Montagmorgen im Juni wachte ich auf, weil die Sonne ins Zimmer strahlte und Hugo (der Kater) mich von dem Sessel in der Ecke aus streng bäugte, den er zu seinem Daueraufenthaltort gemacht hatte. Ich las erst einmal zwanzig Seiten von den *Dubliners*, überflog die Schlagzeilen der Zeitungen auf meinem iPad, dann duschte ich gemütlich und frühstückte. Das war die Tageszeit, zu der ich Andreas immer vermisste. Allein aufzustehen war eigenartigerweise viel deprimierender, als allein schlafen zu gehen. Ich setzte Wasser auf und griff gerade nach den Kaffeebohnen, als mein Handy sich meldete.

Es war Michael Flynn, der Verleger von Causton Books, also genau genommen mein Chef. Ich kannte ihn bloß von unseren Gesprächen auf Zoom, aber ich hatte eine klare Vorstellung von seinem runden Gesicht, seinem dünnen Haar und der Brille, die an einer Schnur um seinen Hals hing, weil er sie ständig verlegte, wie er mir erklärt hatte. Meistens trug er ein Jackett und eine Krawatte, aber untenrum hätte er ohne Weiteres nackt sein können, wenn wir

zoomten. Das konnte ich ja nicht sehen. Ich wusste nicht mal, ob er Beine hatte.

»Wie geht's Ihnen?«, fragte er. Ich hatte ihm gesagt, dass ich wieder in London war, aber wir hatten seit meiner Rückkehr nur ein paar Mal telefoniert.

»Danke, sehr gut«, sagte ich.

»Und was macht das neue Haus?«

»Es ist nur eine Wohnung. Aber ich bin sehr zufrieden.«

»Freut mich zu hören. Ja, also – ich weiß, das kommt etwas plötzlich, aber könnten Sie heute reinkommen?«

»Haben Sie das Gundersen-Manuskript gekriegt, das ich Ihnen geschickt habe?«

»Ja, alles in Ordnung. Sehr schön. Aber da ist etwas anderes aufgetaucht, und dafür sind Sie genau die Richtige.«

»Können Sie es mir schicken?«

Am anderen Ende entstand eine Pause. »So einfach ist das nicht. Ich glaube, wir müssen reden. Wenn Sie gegen Mittag da sind, können wir zusammen essen gehen.«

»Das klingt ja spannend, Michael. Ich bin um zwölf bei Ihnen. Wollen Sie mir nicht einen kleinen Tipp geben, worum es geht?«

Eine weitere kleine Pause.

»Atticus Pünd«, sagte er und legte auf.

Fortsetzung folgt

Die Büros von Causton Books lagen in einem modernen Hochhaus am Rand von Victoria, einer Gegend, die keine unmittelbar literarischen Assoziationen weckt. Der Verlag verfügte dort über vier Stockwerke. Der Eingang erinnerte an einen Flughafen, im Erdgeschoss gab es eine Cafeteria, und die Aufzüge verlangten eine Schlüsselkarte. Auf der Glaswand hinter dem Empfangsbereich flackerten wechselnde Buchcover, aber die Bücher selbst waren nirgends zu sehen. Wieder einmal wurde mir bewusst, dass die besten Zeiten meiner Karriere schon eine Weile zurücklagen. Die Zeiten der unabhängigen Verleger in alten, gediegenen Stadthäusern mit geschwungenen Erkerfenstern und einer soliden schwarzgestrichenen Holztür waren dahin. Elf Jahre hatte ich bei Cloverleaf gearbeitet und hatte mich an die schmalen Korridore mit schlechter Beleuchtung und die versteckten Büros gewöhnt, die umso schwerer zu finden waren, je höher der Bewohner in der Hierarchie des Verlags stand. Erst als ich hilflos am Boden gelegen hatte, während die Flammen alles verschlangen, war mir klar geworden, dass Holzpaneele, staubige Teppiche und dicke Vorhänge, so schön sie auch waren, ein gewisses Risiko für Menschen darstellten, die mit Manuskripten und Büchern umgingen. Großraumbüros mit feuerfesten Schreibtischen, gläsernen Raumteilern und stimmungsaufhellenden Lampen wären für T. S. Eliot oder Somerset Maugham wohl schwer erträglich gewesen, aber zumindest brachten sie einen nicht um.

Wie auch immer, was Verlage unterscheidet sind nicht die Büromöbel, sondern die Menschen. Und als ich kurz vor zwölf an den Empfangstisch von Causton Books trat, begrüßte mich Jeanette, die mich noch nie gesehen hatte, aber offenbar wusste, dass ich erwartet wurde, wie eine alte Freundin. Ich fühlte mich augenblicklich zu Hause. Sie versorgte mich mit dem unvermeidlichen Besucherausweis, öffnete die Sicherheitsschleuse und programmierte den Aufzug, damit er mich zum richtigen Stockwerk brachte.

Michael Flynn erwartete mich im vierten Stock. Er trug diesmal keine Krawatte, aber er hatte Beine und die steckten in langen Hosen. Obwohl wir uns noch nie persönlich begegnet waren, waren wir ja gut miteinander bekannt. Wir schwankten also zwischen einem Händedruck und der etwas moderneren Umarmung mit Küsschen und entschlossen uns schließlich zur letzteren. Als wir das hinter uns hatten, führte er mich einen Gang hinunter, der auf der linken Seite mit Bücherregalen geschmückt war. Rechts saßen zahlreiche Menschen mit Jeans, T-Shirts und abgewinkelten weißen Stöpseln in beiden Ohren. Sie waren alle mindestens zwanzig Jahre jünger als ich.

Er hatte ein Besprechungszimmer für uns reserviert, und wir saßen uns, umgeben von etlichen leeren Stühlen, an einem Tisch gegenüber, der für zwei viel zu groß war. Ich sah sofort, dass er ein dickes Manuskript vor sich liegen hatte. Der Titel und der Name des Autors waren von einem Notizblock verdeckt, wahrscheinlich absichtlich, wie ich vermutete. Das war also der Grund, weshalb er mich sehen wollte.

»Schön, dass Sie kommen konnten, Susan«, begann er. »Mögen Sie eine Tasse Kaffee?«

»Ja, gern.«

Die Kanne hatte vielleicht schon eine Stunde lang da gestanden, aber der Kaffee dampfte, als wäre er gerade erst aufgebrüht worden. Der richtige Michael Flynn gefiel mir noch besser als die Person auf

dem Bildschirm. Er hatte eine gewisse stählerne Qualität, schließlich stand er weit oben in der Hierarchie in einem Unternehmen mit über hundert Mitarbeitern. Aber gleichzeitig war er zurückhaltender und vielleicht auch menschlicher, als er bei unseren Gesprächen erschienen war. Das ist das Blöde an Zoom: Es schickt einem Bilder und Töne, aber alles andere wird irgendwie abgesaugt.

»Wie ist es so, wieder in London zu sein?«, fragte er. Sein Tonfall war so knapp wie der eines Nachrichtensprechers der BBC im Krieg.

»Merkwürdig.«

»Ist das jetzt ein dauerhaftes Arrangement?«

»Ich glaube, ja.«

»Das wäre schön für den Verlag. Sie haben das toll gemacht, da unten auf Kreta. Aber wenn Sie jetzt hier sind, können wir noch mehr zusammen machen.«

»Heißt das, ich könnte Vollzeit bei Ihnen arbeiten?«, fragte ich. Als Freiberuflerin wurde ich nach Stunden oder nach Seiten bezahlt, aber es gab keinen Urlaub und keine Sozial- oder Krankenversicherung.

Michaels Augen verengten sich, und ich fragte mich, ob ich ihn mit meiner direkten Frage verärgert hatte. »Ich fürchte, eine feste Stelle gibt es derzeit nicht«, sagte er. »Aber wie ich am Telefon sagte, haben wir da ein Projekt – und wenn das gut läuft, können wir über alles reden.«

»Atticus Pünd«, sagte ich.

»Ja, genau.« Er hatte klargestellt, dass *er* hier das Sagen hatte und bestimmen würde, wie die Zusammenarbeit laufen sollte. »Wie Sie wissen, hat Orion die neun Romane übernommen, die Alan Conway geschrieben hat, und sie neu herausgebracht. Sie haben sich sehr gut verkauft, wenn man bedenkt, dass Conway öffentlich zugegeben hat, dass er weder seine Hauptfigur noch sein Publikum sonderlich schätzte.«

»Das ist milde ausgedrückt.«

»Nun ja.« Er warf mir einen mitfühlenden Blick zu. »Ich weiß, dass die Zusammenarbeit mit ihm gelegentlich etwas mühselig für Sie war.«

»Sie war noch schlimmer als das. Aber ich habe mich gefreut, dass die Bücher so ein großer Erfolg waren.«

Es war tatsächlich eigenartig, dass eine zufällige Begegnung vor über dreißig Jahren zu etwas geführt hatte, was nach allen buchhändlerischen Maßstäben eine Sensation war. Alan Conway war Englischlehrer an einer Schule gewesen, die mein Neffe und meine Nichte besuchten. Er war schon damals nicht sehr beliebt gewesen, was mich hätte warnen sollen. Zehnjährige wissen sehr gut, woher der Wind weht. Manchmal glaube ich, dass ihn Katie mir in der Hoffnung vorgestellt hat, ich würde ihn dazu bringen, den Lehrberuf aufzugeben.

Und das geschah ja auch. Ich habe sein Manuskript gelesen, und obwohl noch einiges daran zu tun war, wurde *Atticus Pünd ermittelt* vom Start weg ein Bestseller. Der Roman wurde zum Ausgangspunkt einer Serie, von der weltweit achtzehn Millionen Exemplare verkauft wurden, was Alan Conway zum reichen Mann machte. Die Übersetzungen in dreißig Sprachen waren dabei noch gar nicht mitgerechnet. Er erhielt verschiedene literarische Auszeichnungen, eine Silbermedaille und wurde Ehrenbürger von Heidelberg. Die Schule in Woodbridge hatte er verlassen und sich ein Herrenhaus in der Nähe von Framlingham gekauft, das er in Abbey Grange umbenannte. Das ist der Titel einer Sherlock-Holmes-Geschichte, was einiges über sein Selbstbewusstsein aussagte. Die BBC stand kurz davor, eine Serie mit dem Arbeitstitel *Die Atticus-Abenteuer* zu drehen, und Mads Mikkelsen sollte angeblich die Hauptrolle spielen – aber das war alles gecancelt worden, als Alan Conway plötzlich gestorben war, weil ihn jemand vom Aussichtsturm seines teuren Herrenhauses gestoßen hatte.

Alan hatte mich nie nach Abbey Grange eingeladen, aber wir waren ohnehin nicht die besten Freunde gewesen. Ich kenne genug Autoren, die ihren Lektoren nicht trauen, aber ich hatte noch nie einen kennengelernt, der so verbohrt war wie Alan. Jeder Vorschlag, den ich gemacht hatte, jede Streichung, jede Frage hatte sofort zum Streit geführt, aber ich bin erst später dahintergekommen, dass gar nicht ich es war, an der es lag. Es waren die Bücher. Er hatte das Gefühl, Bücher schreiben zu müssen, die er verachtete. Einfach gesagt: Er wollte Salman Rushdie sein und nicht Agatha Christie. Aber das hätte er niemals geschafft. Er war nun einmal der, der er war.

»Wie auch immer«, fuhr Michael fort. »Wir stehlen Orion gerade die Schau. Jemand hier im Haus hatte die Idee, einen neuen Atticus-Pünd-Roman schreiben zu lassen.«

»Ohne Alan«, sagte ich.

»Genau. Ein Sequel.« Er verhinderte, dass ich ihn unterbrach, indem er rasch weiterredete. »Bei James Bond und Sebastian Faulks hat das sehr gut funktioniert. Sie wissen ja sicher, dass *The Devil May Care* der schnellstverkaufte Roman damals war. Jedenfalls gleich nach Harry Potter ... und solange Richard Osman noch nicht auf dem Markt war. Außerdem gibt's ja auch die neuen Hercule-Poirot-Krimis, Sherlock-Holmes-Romane, Jeeves und Wooster, *Per Anhalter durch die Galaxis* ...« Er lächelte. »Es ist doch so: Kein Mensch interessiert sich für Alan Conway, Atticus Pünd kommt sehr gut ohne ihn aus.«

Er hatte es ein bisschen schnöde formuliert, aber er hatte recht. Es ist erstaunlich, dass manche Figuren weit über ihre Autoren hinauswachsen, aber gerade die populäre Literatur ist voll von ihnen. Das war einer der Gründe, warum Conan Doyle sich entschlossen hat, Sherlock Holmes in die Reichenbachfälle zu schmeißen. Er hatte das Gefühl, dass seine wahren Talente von dem populären Privatdetektiv in den Schatten gestellt wurden. Sowohl A. A. Milne als auch sein Sohn Christopher Robin haben Pu den Bären gehasst, und